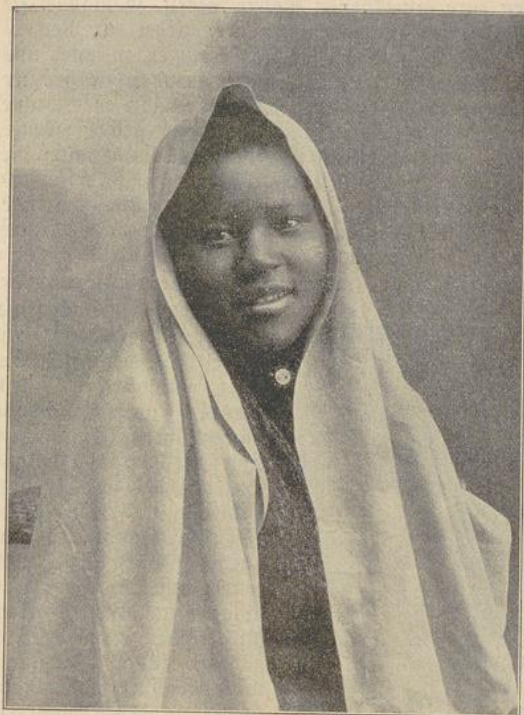




UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Erinnerungen eines Hundertjährigen.



Nr. 6. 14-jähriges Kaffir-mädchen.

schiefen Mund, dem dritten seinen Verdruß, dem vierten seine Schönheitswarze, und das hat sie mit dem Totengräber gemein, daß sie gar manchen in einer Situation überrascht, in der er später nicht gewesen sein möchte. Auch unsere heutigen Bilder geben daher die genannten Rassen naturgetreu wieder.

Erinnerungen eines Hundertjährigen.

(Fortsetzung.) Von Schw. Engelberta.

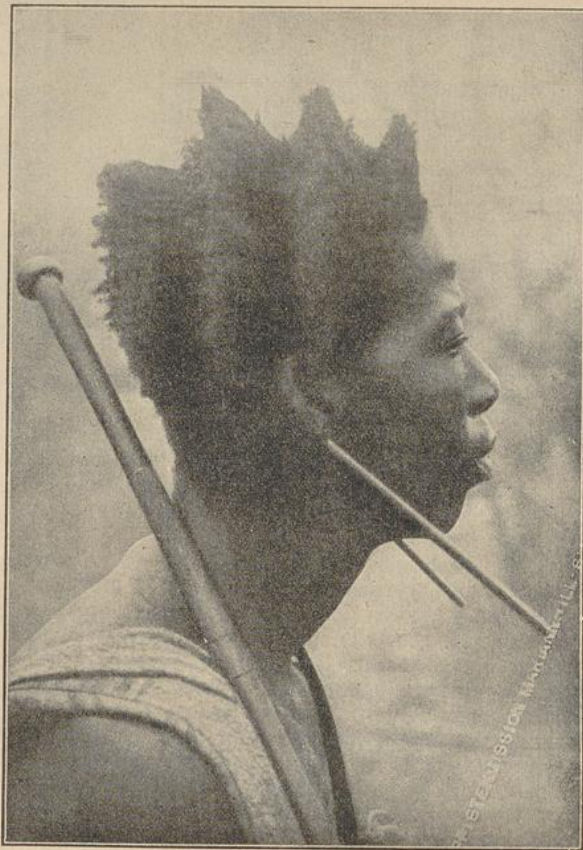
Es ist Erntezeit; die Schulen sind auf 14 Tage geschlossen. Wir Lehrschwestern wandern aber trotzdem Tag für Tag ins Christendorf hinaus; denn Schwester Ludovika, die Kindergärtnerin, hat um diese Zeit immer doppelte Arbeit, indem fast alle Mütter ihre schwarzen Kleinen zur Kinderbewahr-Anstalt bringen, um frei und ungestört den Erntearbeiten nachgehen zu können. Ich aber benötige die kostbare Zeit der Schulferien, um all die verschiedenen Notizen, die ich mir aus der Erzählung des guten alten Leonhard gesammelt, zu Papier zu bringen.

Heute habe ich noch eine dritte Kollegin mitgenommen, nämlich unsere lb. Schwester Roswitha, ein Berlinerkind, welche einem großen Teil unseres Leserkreises schon bekannt sein dürfte. Sie ist Klassenlehrerin der höheren Mädchenschule in Czestochau, und es ist ihr der kleine Spaziergang in frischer Luft nach all den Strapazen des vergangenen Schuljahres wohl zu gönnen. So wanderten wir also zusammen in früher Morgenstunde den lieben, altgewohnten Weg; die herrliche Gottesnatur stimmte unwillkürlich zur Andacht, und jedes von uns ließ eine Perle des Rosenkranzes nach der andern durch die Finger gleiten.

Im Dorfe angekommen, ging Schw. Ludovika zu ihren lieben Kleinen, wir beiden andern aber lenkten unsere Schritte zur armen Strohütte des guten Leonhard, denn ich wollte unserer Schw. Roswitha die Freude gönnen, den guten Alten einmal selbst reden zu hören. Der ehrwürdige Greis fühlte sich durch den vornehmen Doppelbesuch — waren doch Berlin und Wien zugleich in uns vertreten — nicht wenig geehrt, und holte schnell ein zweites primitives Holzkloßchen herbei. Wir nahmen ohne viele Zeremonien Platz, und nun konnte es losgehen.

Leonhard verlor sich heute ganz in die hohe Politik, denn er war in seiner Erzählung bei der Zeit angekommen, da die Engländer in Natal die Zügel der Regierung in die Hand genommen. Die blutgierigen Könige Tschaka und Dingaan waren tot, und Mpande, der Bruder Dingaans, lebte mit den Weißen auf freundschaftlichem Fuße. Vieles von d. m., was er uns erzählte, war uns allerdings schon aus den Büchern bekannt, allein es hatte für uns einen eigenen Reiz, dies heute aus dem Munde eines Mannes zu hören, der alles persönlich miterlebt hatte.

Besonders hohes Lob spendete er dem bekannten Mr. Shepstone, der die neuen Verhältnisse in überaus kluger und taktvoller Weise zu regeln wußte. Leonhard kam oft mit ihm zusammen und genoß sein besonderes Vertrauen. „Oft“ so erzählte er, „berief Somse — so nannten wir Schwarzen den großen Engländer — ein inhlangano (Zusammenkunft). Alle großen und kleinen Fürsten all der zahlreichen Stämme



Nr. 7. Hottentotischer Kafrerburch.

wurden dazu geladen, die neuen Satzungen wurden zuerst eingehend beraten, allseitig erklärt und endlich mit großer Feierlichkeit als Gesetze ausgerufen. Bei diesen inhlanganos war ich regelmäßig dabei, denn Matschimane, mein Fürst, nahm mich regelmäßig mit noch sechs anderen Indunas als Freund und Ratgeber mit. (Somse hatte den Königen gnädigst erlaubt, einige ihrer Vertrauten zu den Versammlungen beizuziehen.)

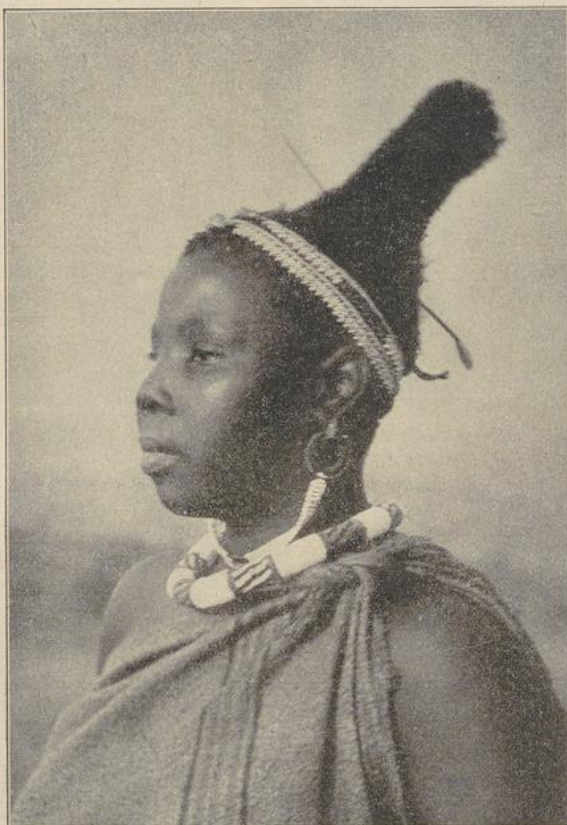
Nun begann der Hundertjährige langsam und feierlich an seinen Fingern alle die Stämme und Fürsten herzuzählen, die sich hier zur Beratung zusammenfanden. Ich dachte unwillkürlich an die bekannte Stelle

in Schillers „Kraniche des Abyfus“: „Wer zählt die Völker, nennt die Namen, die gastlich hier zusammenfamen?“ — „Da waren,“ sagte er, „die Könige von Mtshungangubo, u Sitoyi, Ubihla, Ungunza, alle aus der Gegend des wilden Umkomazi-Flusses; dann die Könige Mugadshu, Hemohemo von da droben herab, aus der Gegend des Klipp-River; dann Unodada, Somatshe, Pakade, Langibalele vom Tugela-Fluß; Dabugana, Muzi, Masogonyana, Mqawe, Mqume, Manganapangapanga, Mufata; endlich aus unserer Gegend, vom Meere her: Cabantse, Mnini, Manzini und Matschimane, unser König. Jeder von ihnen hatte, wie gesagt, sein Gefolge bei sich; dazu waren noch eine Menge kleinere Fürsten und Stämme, die ich gar nicht erwähnen will, und so gab das jedesmal, so oft Somse zu uns kam, ein großartiges inhlanganos.“ — Bei diesen Worten lebten sich die wellenlichtsüßigen des guten Alten in merkwürdiger Weise. Man sah es ihm an, wie die alten Bilder wieder in ihm wach wurden, und wie er mit berechtigtem Stolz an die großen Zeiten zurückdachte, da er mit Shepstone und den Großen des Landes im Rate saß.

„Ja, wir liebten Somse“, fuhr Leonhard in seiner Erzählung fort, „denn seine Rede war klug und jedes seiner Gebote weise.“ „Madoda“ (Männer) sagte er öfters zu uns, „das endlose Blutvergießen, das bisher in diesem Lande unter Tschaka und Dingaan üblich war, muß fortan ein Ende haben. Keinem ist es mehr erlaubt, einen andern zu töten. Wagt es aber einer dennoch, sich an seinem Mitbruder zu vergreifen, so bindet ihn, führt ihn hieher vors Gericht, und er soll seiner Strafe nicht entgehen. Es darf kein Blut mehr vergossen werden! Friedlich sollt ihr in Zukunft eure Felder bestellen, und in Friede sollt ihr mit euren Weibern und Kindern zusammenleben. Be-

ginnen eure erwachsenen Söhne Streit, so mahnet sie zur Ruhe, den Ungehorsamen aber ziehet zur Rechenenschaft.“ ... In dieser Weise sprach er zu uns, und in der Regel verließen alle Anwesenden in größter Zufriedenheit die Versammlung. Ich selbst aber mußte regelmäßig viel Tabak reiben und in große Hörner füllen: Somse aber verteilte ihn am Schluß unter die Anwesenden. Von den Chiefs aber erhielt jeder außerdem noch zwei nette Ochsen zum Geschenk. Bei, wie fühlten sie sich da geehrt, und wie aus einem Munde riesen sie alle zusammen: „Bayete Nkosi!“

Somse konnte aber auch strenge sein. Nie duldete er, daß man seine Satzungen verachtete oder freventlich übertrat. So hatte einmal der Fürst Sitoyi seinen Nachbarstamm überfallen und den Chief Mtshungangubo getötet. Doch schnell war Somse mit seinen Polizisten zur Hand, und nur durch schleunige Flucht rettete sich Sitoyi vor Gefängnis und Tod. — Ein anderesmal wurden im ganzen Lande Polizisten umhergeschickt mit der Aufforderung, den Schwarzen alle Gewehre wegzunehmen, deren es damals schon in ziemlicher Menge gab. Zu gleicher Zeit hielt Somse ein großes inhlanganos ab. Alle Könige erschienen auf seinen Befehl, nur einer fehlte. Es war der mächtige Chief Langalibalele; er wollte die Gewehre nicht abliefern und machte den Anfang des Murrens und des Aufruhrs gegen die Weißen. Doch es bekam ihm übel! Schnell wurden von Somse weiße Polizisten nach seinem Kraale gesandt, und in dem nun folgenden Kriege wurde Langalibalele mit seinem ganzen Stamme vernichtet.



Nr. 8. Junges Kaffernweib mit der ihrem Stande angemessenen Frisur. Das Schnupfstöckchen fehlt nicht an seinem Platz im Haar.

Schwester Kosmitha unterbrach hier den Redefluß des Hundertjährigen mit einer Frage über König Mpande, von dem in unseren Geschichtsbüchern steht, er habe ein „schönes Herz“ gehabt und sei nicht so grausam und blutdürstig gewesen, wie seine beiden Brüder Dingaan und Tschaka. „Lenhliziyo enhle“, dieses weiße Herz, erwiderte Leonhard, dichten die Weißen diesem Mpande bloß an; er war nicht besser als seine Brüder, sondern fürchtete nur die Macht der Weißen. Wie falsch und verschlagen er sein konnte, mögt ihr aus Folgendem ersehen:

König Mpande hatte etwa 100 Weiber; es können auch noch mehr gewesen sein, denn er hatte nach dem Tode seines Bruders Dingaan auch dessen Weiber übernommen. Der erstgeborene Sohn seiner Inbisi-kazi (seines Großweibes) war Cetwaho; und dieser

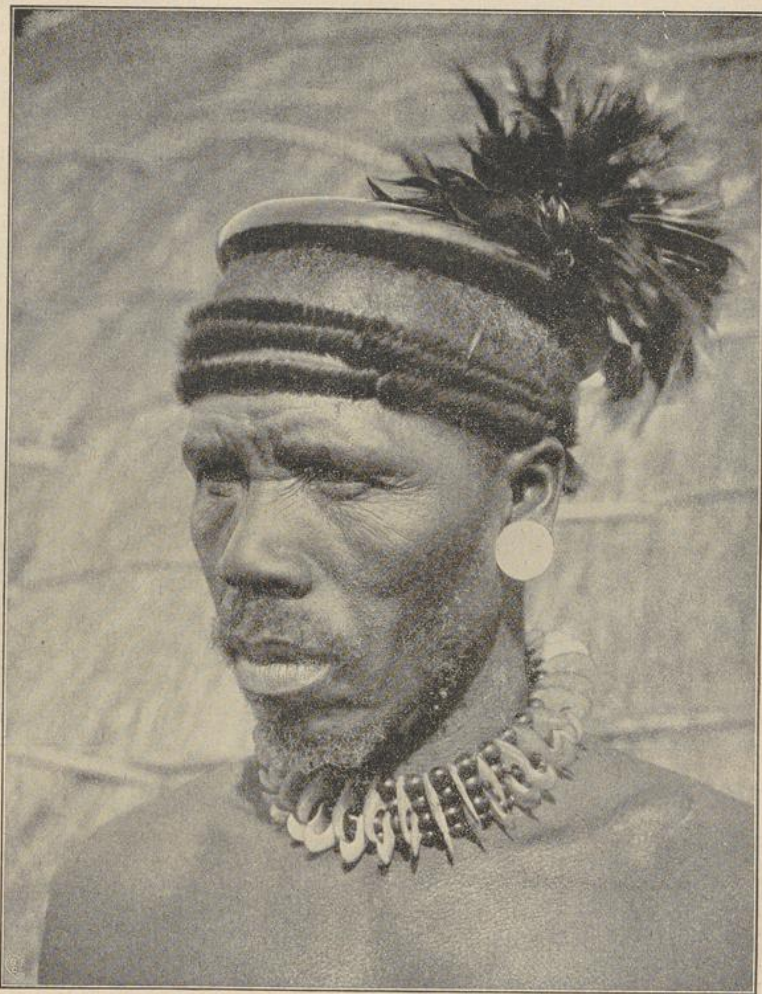
war somit der rechtmäßige Erbe und Thronfolger des Königs. Nun liebte aber Mpande den Sohn einer seiner Nebenfrauen, namens Nombulazi, viel mehr als Cetwayo, seinen Erstgeborenen, und versuchte mancherlei List, um diesem die Herrschaft zu sichern. Seine indunas (Beamten) durchschauten seine Pläne, stellten sich aber, als merkten sie nichts.

Eines Tages nun veranstaltete der König ein großes Fest und lud auch seine zwei Söhne Cetwayo und Nombulazi, die beide schon erwachsen waren, dazu ein. Die Versammlung war in drei große Haufen geteilt. In der Mitte saß der König mit seinen Räten und Soldaten; rechts von ihm hatte Nombulazi und links Cetwayo mit ihren Anhängern Stellung genommen. Zuerst ließ der König seinen Sohn Nombulazi mit seinen Bur-schen und Männern einen Kriegstanz aufführen; alle übrigen saßen ruhig da und schauten dem Spiele zu. Nach einer Weile erhob sich der König, ging etwas unter den Tanzenden umher, näherte sich sodann in möglichst unauffälliger Weise Nombulazi und flüsterte ihm ins Ohr: „Cetwayo uti, aluto wena!“ (Cetwayo sagt, du seiest das reinste Nichts.) — Hierauf hieß er Cetwayo und seine Krieger tanzen, und die anderen sahen zu. Jetzt näherte er sich diesem und raunte ihm die gleichen Worte zu: „Nombulazi sagt, du seiest ein Nichts.“ Auf diese Weise suchte er Haß und Zwietracht zwischen den beiden Brüdern zu säen; sein eigenes Heer aber hielt er bereit, um im Ernstfalle schnell Nombulazi zu Hilfe zu kommen und Cetwayo aus dem Wege zu räumen.

Nach dem Tanze rief Mpande seine zwei Söhne zu sich, um ihnen die Festgeschenke zu verabreichen. Zuerst gab er jedem einen Speer; doch tat er dies auf eine sehr auffällige Weise. Er streckte nämlich beide Hände zugleich aus; mit der rechten überreichte er Nombulazi den Speer, und mit der linken Cetwayo. Die Räte sahen das mit Staunen und mißbilligten die Handlungsweise des Königs. —

Er aber ließ sich nicht irre machen, sondern überreichte nun seinen Söhnen zwei Bündel Tabak. Das eine, mit breiten, schönen Blättern, gab er Nombulazi, das zweite, minderwertige, Cetwayo; und auch diesmal überreichte er dem ersten seine Gabe mit der Rechten, letzterem mit der Linken. — Als dritte königliche Festgabe erschien Fleisch; jeder der beiden Söhne bekam einen halben Ochsen; allein der für Nombulazi geschlachtete war weiß und schwarz gefleckt, was in den Augen der Zulus Glück bedeutet; jener des Cetwayo aber war rot, und dies deutete auf Blut. Das Volk sah dies alles mit Staunen, auch die Krieger redeten darüber, und bald kam es zwischen den beiden Brüdern und ihrem gegenseitigen Anhang zum Streit.

Die überwiegende Mehrzahl aber neigte im Herzen dem Cetwayo zu, denn sie kannten ihn als den Erstgeborenen und durchschauten die Schleichwege des Mpande. Da rief der König seine Krieger zum Streite auf und befahl ihnen, dem bedrängten Nombulazi zu Hilfe zu kommen! Sie aber gingen fast alle zum Heere Cetwayos über, und so errang letzterer die Oberhand. Nombulazi aber wurde getötet und sein Kopf dem Sieger zu Füßen gelegt. Anfangs wollte man dem alten König das schreckliche Ende seines Lieblings ver-



Nr. 9. Ein kaffirischer Doktor und Regenmacher.

heimlichen, weshalb man ihm sagte, Nombulazi habe sich geflüchtet, bald jedoch erfuhr er die traurige Wahrheit, und seit jenem Tage hatte er keine frohe Stunde mehr. Er starb wenige Monate darauf, und Cetwayo ward König an seiner Statt.

Die Geschichte Cetwayos, seine feierliche Thronbesteigung, bei der auch Somse mit seinen schmucken Reitern erschien, seinen Krieg mit den Engländern und dessen trauriges Ende brauche ich euch nicht zu erzählen. Ihr seid ja abantu abakundileyo (studierte Leute) und habt dies alles aufgeschrieben in euren Büchern.“

Als ich nun aber dem guten Alten versicherte, ich kenne Cetwayo und hätte ihn persönlich gesehen,

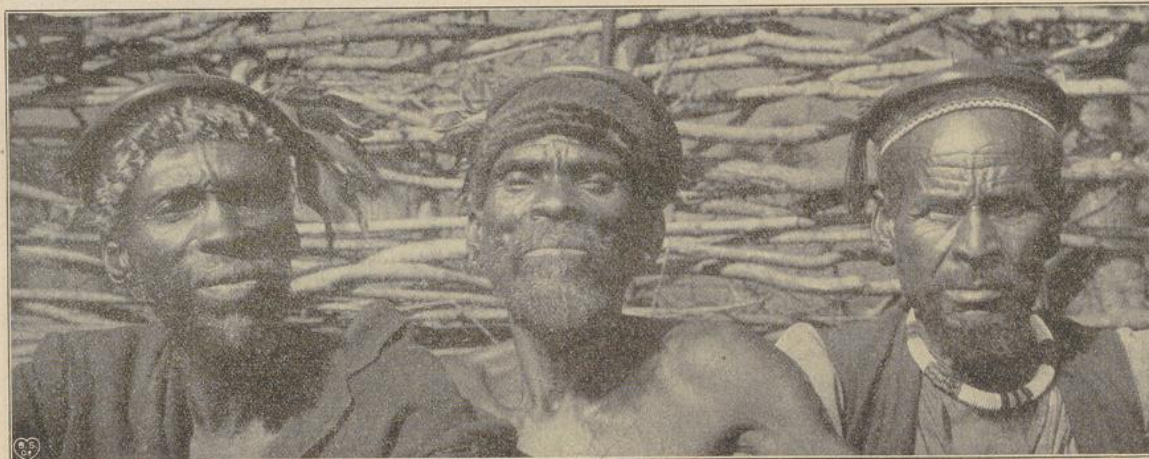
da riß er weit die Augen auf und meinte anfangs, ich scherze. Nun vertauschten wir die Rollen; ich begann zu erzählen, und er hörte mir offenen Mundes zu. Ich führte ihn im Geiste hinüber übers große Weltmeer nach meiner Vaterstadt Wien, schilderte ihm den Prater, den herrlichen Garten, und einzigartigen Belustigungsort der alten großen Kaiserstadt an der Donau, und sprach sodann von König Cetwayo, der anfangs der achtziger Jahre mitten in diese europäische Herrlichkeit hineingeführt, und von groß und klein, und von mir selbst nicht wenig angestaunt wurde. — Seit jener Stunde bin ich in der Achtung des guten alten Leonhard noch um ein Bedeutendes gestiegen. (Fortsetzung folgt.)

Aus meinem Tagebuche.

Von Rev. P. Joseph Wiegner, O. M. M.
(Fortsetzung.)

Emmaus. — Die Engländer sind zwar fleißig daran, in ganz Südafrika Eisenbahnen zu bauen, den-

herigen Erfahrungen sagen, daß die Regierung in Natal in dieser Beziehung viel mehr tut, als die Kapkolonie; allerdings ist Natal auch bedeutend kleiner und hat infolge der zahlreichen Schienenstränge nur mehr wenige Poststraßen zu unterhalten. Für jeden größeren Bezirk ist ein eigener Straßen-Inspektor aufgestellt. Diesem sind wieder ein paar Weiße untergeordnet, die mit Hilfe schwarzer Arbeiter die nötigen Straßenarbeiten besorgen. Die Schwarzen werden zu genanntem Zweck auf Geheiß des Magistrats von ihren Chiefs angeboten. Letztere haben dabei willkommene Gelegenheit, Leute, die ihnen aus irgendeinem Grunde mißliebig geworden sind, zum Frohdienst auszuheben. Der Kaiser liebt solche Arbeiten nicht und gehorcht dabei nur dem äußern Zwang, doch wird er von der Regierung mit einem Schilling pro Tag entschädigt, bekommt auch die nötige Kost (Pallitsch oder Maisbrei) und, wenn's hoch hergeht, einmal im Monate Fleisch. Der Weiße aber, der persönlich keine Hand anrührt, sondern nur die Schwarzen beaufsichtigt, bezieht einen Monatsgehalt von 11 bis 13 Pfund Ster-



Nr. 10. Drei Geheimräte des Häuptlings. — Ein geriebenes Kleblatt.

noch aber dürfte es noch geraume Zeit dauern, bis im ganzen Land das bisherige, altgewohnte Ochsenfuhrwerk vollständig aufhört. Abseits von der Bahnlinie wird es wohl immer bleiben, es müßte denn sein, daß die gegenwärtig wieder grassierende Viehseuche (Zedenpest) mit den Ochsen vollständig ausgeräumt, und daß Pferde und Maulesel an deren Stelle treten, wie das an einzelnen Küstenstrichen schon der Fall ist. Ich würde das bedauern; denn abgesehen von vielem andern, hat so ein 16- bis 18spänniges Ochsenfuhrwerk mit dem schweren, massiven Wagen wirklich etwas Imposantes, möchte fast sagen, etwas Poetisches an sich, das dem südafrikanischen Leben einen eigenen Reiz und ein ganz spezifisches Gepräge verleiht. Ohne diese Fuhrwerke sähien mir die Straßen wie ausgestorben.

Damit komme ich auch auf die südafrikanischen Straßen zu sprechen. Ich rede da nicht von den Wegen auf der eigenen Farm oder den kurzen Verbindungsstrecken zwischen einer Niederlassung und der andern — diese bahnen und unterhalten die einzelnen Farmer auf eigene Rechnung — sondern von den sogenannten Land- oder Poststraßen. Für letztere sorgt der Staat, und zwar muß ich nach meinen bis-

ling (220 bis 260 Mark). Spezielle Vorkenntnisse werden von ihm nicht gefordert. Ueberdies stellt ihm der Magistrat für seine Arbeiten einen zweirädrigen Karren mit sechs Ochsen — letztere müssen geborgt werden — und der nötigen Anzahl von Piden und Schaufeln zc. zur Verfügung. Nachts kampieren sie unter Zelten, auch bereiten sie sich ihren Pallitsch selbst. Die Arbeit ist in der Regel nicht allzu streng; vielfach schwingen sie ihre Piden im Takt, indem sie dabei irgendein nichtsagendes, monotones Lied summen. Dagegen haben sie oft von der Unbild der Witterung, namentlich der brennenden Sonnenhitze zu leiden, der sie bei ihrer höchst mangelhaften Kleidung schutzlos ausgesetzt sind. Leider ist ihre Arbeit oft nur von geringem Nutzen, indem ein einziger heftiger Gewitterregen in wenigen Minuten das lockere Erdbreich wieder wegrißt; denn Steine oder sonstiges gutes Beschüttungsmaterial steht ihnen nur ausnahmsweise zur Verfügung. In der Regel wird der Schutt von der nächsten besten Stelle genommen, so gut er eben zu haben ist, und die Straße damit planiert.

Manchmal steht es, zumal hier, in Oriqualand, oft lange an, bis so ein ausgefallener oder ausge-